

btb

Diese Essays sind ein Ereignis: scharf beobachtet, scharf gedacht, scharf formuliert. Ob er über große geschichtliche und politische Themen nachdenkt oder über ganz konkrete Fragen des Alltags – Lukas Bärfuss ist ein Autor und Denker von europäischem Format. Er schafft es, auch komplizierte Sachverhalte so zu erzählen, dass man sich eingeladen fühlt, an seinen Gedankengängen teilzunehmen. Mit Überraschung, Staunen und immer mit Genuss und Gewinn. Sei es, wenn er über die Schweiz spricht oder über Erfahrungen in Afrika und Südamerika, ob er über Autoren von Goethe, Nietzsche und Tolstoi bis Nicolas Born nachdenkt oder über Ovid, Stendhal und Sakurai, immer erfährt man Erhellendes. Bärfuss schreibt über Religion und Glauben, über die Moral im Journalismus und über das Leben eines Vertreters für Geräteentkalker. Es zeigt sich, dass es keine kleinen oder großen Fragen gibt, stets ruft der Autor die großen Zusammenhänge und ethischen Dimensionen auf, macht sie sinnfällig sichtbar.

LUKAS BÄRFUSS, geboren 1971 in Thun/Schweiz. Dramatiker, Romancier, Essayist. Seine Stücke werden weltweit gespielt, seine Romane sind in fast 20 Sprachen übersetzt. Lukas Bärfuss ist Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, er lebt in Zürich. Zahlreiche Preise, darunter: Berliner Literaturpreis (2013), Schweizer Buchpreis (2014), Nicolas-Born-Preis (2015), Shortlist für Preis der Leipziger Buchmesse (2017), Georg-Büchner-Preis (2019).

LUKAS BÄRFUSS BEI BTB
Hundert Tage. Roman
Koala. Roman
Stil und Moral. Essays
Hagard. Roman

Lukas Bärfuss

Krieg und Liebe

Essays

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2021
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Neumarkter Straße 27, 81673 München
Copyright © 2019 by Wallstein Verlag, Göttingen
Covergestaltung: semper smile, München
nach einem Entwurf von Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung eines Gemäldes von Francisco José de Goya
»Saturn verschlingt seinen Sohn«, Museo del Prado, Madrid
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
MK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-77061-8

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

Den Kindern

*»Man muss den Geist der Sprache kennen,
und diesen lernt man am besten durch Trommeln.«*

Heinrich Heine

I

Krieg und Liebe

Sakurai in Port Arthur

Eine Erregung, so schreibt Tadayoshi Sakurai in *Niku-dan Menschenopfer*, habe die Männer ergriffen, am Tag der Mobilmachung im April, zur Zeit der Kirschblüte, im zweiten Monat des siebenunddreißigsten Jahres der Ära Meiji, als bekannt wurde, dass der Kaiser die diplomatischen Beziehungen zu Russland abgebrochen habe und die Tauglichen eingezogen würden. Eine unbeschreibliche Freude, ein Jauchzen, ein Jubilieren, an der Feier teilnehmen zu dürfen, habe das Blut eines jeden aufgekocht, der eine Einladung zu diesem Opfergang erhalten hatte. Die bis anhin nur beschworene Einheit der Körper wurde nun offenbar, die Männer versammelten sich in der Garnison um den Leib des Tenno – die Vermählung mit dem gottgleichen Regenten würde nun vollzogen werden. Ein jeder, selbst der Niederste, erhielt seinen Platz und seine Funktion in diesem Organismus. Sakurai berichtet, wie einer, der kein Aufgebot erhalten hatte, ein Mann namens Togo Miyatake, es vorzog, spät in der Nacht einen Abschiedsbrief abzufassen und sich in einem Winkel des halb verfallenen Tempels Kawnonji mit einem Dolch den Unterleib durchzuschneiden. Noch vor dem Morgengrauen fanden ihn seine Kameraden, im strömenden Regen, lebend. Im Lazarett stellten die Ärzte den Mann so weit wieder her, dass er schließlich doch noch an die Front fahren konnte, mit einem Kreuzer um die koreanische Halbinsel herum, zur äußersten Südspitze einer Halbinsel im Gelben Meer, zu jener Festung namens Port Arthur, wo in den letzten Monaten des Jahres 1904 an die hunderttausend Soldaten der Armeen Russlands und Japans den Tod finden sollten.

Wenn man Tadayoshi Sakurai und seinem Bericht über die Belagerung von Port Arthur glauben mag, so hatten wenigstens die Japaner diesen Tod auch gesucht, ewig bereit, sich für den Geist Yamatos hinzugeben. Nicht seine militaristische Ideologie, nicht die Feier der soldatischen Tugenden machen dieses in der deutschen Erstausgabe von 1911 in purpurnes Leinen gebundene und mit der kaiserlichen Chrysantheme verzierte Buch zu einem wichtigen Zeugnis über das Verhältnis des Mannes zum Krieg. Soldatische Verbrämungen des Massenmordes kann man auch anderswo lesen, bei manchen, die in den europäischen Schützengräben nach der Erleuchtung suchten und doch nur den Wahnsinn fanden. Nein, Sakurai schreibt nicht zuerst als Soldat, nicht als ein Oberleutnant der japanischen Armee und Fahnenträger seines Regiments, der Erlebnisse auf den blutigen Feldern der Ehre rapportiert. Hier spricht ein Mann, der von jenem Staunen ergriffen ist, das nur den Begehrden packt, einer, der nicht versteht, wie ihm geschieht. Sakurai spricht als ein Liebender, und er spricht wie ein Liebender: Er stammelt, seine Rede stockt. Er kann dieses Begehrnen weder steuern noch begreifen, es quält ihn, und es reizt ihn, er wird davon angezogen und zurückgeworfen, mit einer Kraft, die keinen Widerspruch, aber umso dringlicher eine Frage aufkommen lässt: nach was sich dieser junge Mann von fünfundzwanzig Jahren eigentlich verzehre.

Er scheint es selbst nicht benennen zu können. Sakurai erkennt das Objekt seiner Hingabe einmal im Tod, dann im Tenno, manchmal im Patriotismus. Er wird hin- und hergeworfen von einem Entzücken, das sich selbst genügt. Der Erzähler ist verwirrt, wie Verliebte verwirrt sind, er weiß, dass nur Eingeweihte das offenbarte Mysterium erahnen können, erfassen kann er es selbst nicht. Nach diesem Taumel verfasst er seinen Bericht. Er will verstehen, wie ihm geschieht. Er sucht nach einem System, er will den

Geschehnissen eine zeitliche und räumliche Folge geben, Märsche, Lager, Angriffe in eine nachvollziehbare, soldatische Ordnung bringen und also erzählbar machen. Es gelingt ihm nicht. Seine Beschreibung bleibt eine Reihe von Episoden: hier ein Sturm aus tausend Kanonen, dort ein Schiff, das bei der Landung in der schweren Brandung kentert, hier ein Versuch, einen Drahtverhau zu durchbrechen, dort ein Offizier, dem die Kehle durchschossen wird und der doch noch eine halbe Meile weiter gegen den Feind anstürmt. Sakurai stürzt von Augenblick zu Augenblick, nimmt alles mit den geschärften Sinnen eines Entzückten wahr, und alles bleibt lose, unverbunden, affektiv, ein reines Geschehen.

Vielleicht ist es überhaupt keine einzelne Sache, kein Mensch, keine Ehre, keine Ideologie, kein Begriff, womit er sich vermählen will, vielleicht ist es die Sehnsucht nach der Verschmelzung als solcher, nach dem Vorgang, der die Trennung überwindet und eine Einheit erschafft. Sakurai schreibt seinen Bericht in weiten Teilen in der ersten Person Plural, »wir zogen los«, »wir mussten uns beeilen«, »die Gelegenheit war zu gut für uns«, »wir stürmten die Festung«, »sein ängstliches Gesicht sagte uns« – das Ich verschwindet im kollektiven Körper und findet erst eine Form mit der Verwundung des Erzählers, als er beim Angriff auf Ost-Paulung seinen rechten Arm verliert. Da liegt er als Lebender unter Leichen, da, am Schluss seines Berichtes, formuliert er das erste Mal in der Ich-Form: »So war ich denn allein gelassen, mitten zwischen Toten und Sterbenden.« Als er nicht mehr kämpfen kann, wird er sich seiner selbst bewusst, und so, als zusammengeschossener Krüppel, habe er den weihevollsten, den schmerzlich-traurigsten und den verzweifeltesten Moment seines Lebens erlebt.

Dieser Verschmelzungsfuror ergreift alles, doch als Mensch einer Epoche, in der die Technologie in die Natur sichtbar eingebrochen ist, sucht Sakurai in seinen Metaphern zuerst

und fast manisch die Gleichstellung von Technik und Natur, die Aufhebung dieser Differenz, die für seine Generation so deutlich wurde. Die Kugeln seien wie Regentropfen auf ihre Köpfe gefallen, der Pulverdampf habe sich mit den Wolken vereint, und das Wurfffeuer des Feindes vermischt sich mit dem Regen zu einem eigentümlichen Geräusch. Einen Höhepunkt findet diese Gleichsetzung von Mensch, Technologie und Natur in einem Moment im Massaker von Taipo-shan, als Sakurai Zeuge wird, wie ein Geschoss den rechten Arm eines Reservisten abreißt. Als sie die Hülse später untersuchen, entdecken sie darin zuerst ein Stück Mantel, dann etwas vom Uniformrock, ein Stück Hemd, schließlich Fleisch und Knochen und wieder Unterzeug, Rock und Mantel, alles vermischt mit Blut und Gras und Kieselsteinen; dies alles »machte den Eindruck einer schrecklichen Blutkonserve«.

Nach der Schlacht um diese Höhe Taipo-shan, die von der japanischen Armee nach einem sechsundfünfzigstündigen Gemetzel genommen wird, nachdem Sakurai das Massaker beschrieben hat, die kotgefüllten Schützengräben der Russen, den Zustand der Leichen, der eigenen und der feindlichen, nachdem er die tiefe Philosophie beschworen hat, die aus den kalten Zügen der Gefallenen rede, und sich über die Kameraden gewundert hat, die sich zwischen den Toten schlafen legten und nur durch das Schnarchen von ihnen unterschieden werden konnten, stößt er schließlich auf einige tote Russen, die mit den Bildern ihrer Liebsten auf der Brust gestorben waren. Und beschrieb er gerade noch den Hass auf die Feinde, die so unvernünftig lange ihre Stellung verteidigt haben, so singt Sakurai nun eine Elegie auf sie. In ihrem Verlangen nach den Liebsten erkennt er sich selbst, in ihrem Morden waren sie so sehnüchtig wie er, und die Sentimentalität, ein ständiger, aber bis dahin diskreter Begleiter dieses Soldaten, bestimmt nun ganz den Duktus seiner Erzählung. »Der Tapferste ist der Zärtlichste,

der Liebende ist der Tapferste«, so zitiert Sakurai einen unbekannten Dichter und ergibt sich ganz der Feierlichkeit seiner eigenen Gefühle.

Der Mensch Tadayoshi Sakurai ist verschwunden, er starb nach einem langen Leben trotz seiner schweren Verwundung erst Mitte der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Die gesellschaftlichen Bedingungen, die zum beschriebenen Russisch-Japanischen-Krieg und den nachfolgenden beiden Weltkriegen geführt hatten, waren schon bei seinem Tod verschwunden, die Welt, in der er lebte, ist verschwunden. Der Krieg ist immer noch da, auch wenn sich die Rechtfertigungen geändert haben. Sakurai verliert kein Wort über die Politik. Nichts über die Gründe, die diesen Krieg legitimierten. Doch wer den Marshall Yogi auf dem Frontispiz seines Buches betrachtet, seinen Kommandanten, den Eroberer von Port Arthur, einen Mann, der mit seiner Gattin dem Tenno bis zuletzt die Treue hielt und ihm durch Seppuku in den Tod folgte, damit Herr und Vasall nicht getrennt würden, dann mag er sich fragen, ob der Mensch, falls er eines Tages den Krieg überwinden will, nicht auch von dieser Liebe lassen müsste, von seiner Sehnsucht nach Verschmelzung. Vielleicht müssten wir ein Mittel gegen das Begehrten finden, aus vielen Körpern einen Körper, aus vielen Geistern einen Geist formen zu wollen, diesen Furor, der uns Menschen verfolgt und tötet. Es wäre um den Preis, sich endgültig getrennt zu wissen und alleine.

Eroberungen

Stendhal und Ovid

Wem gehört mein Körper? Ist das eine dumme Frage? Natürlich gehört mein Körper mir selbst, schließlich lebe ich in einer freien Gesellschaft. Niemand darf mich anfassen, außer ich bin ausdrücklich damit einverstanden. Die Hoheit über den eigenen Leib gehört zu den sinngebenden Rechten unserer Verfassungen.

So weit die Theorie. In der Praxis ist die Sache komplizierter. Da wären zuerst die Situationen, in denen ich die Gewalt über meine sechs Dutzend Kilo Lebendgewicht abgebe. Kaum bin ich krank, untersuchen Ärzte jede Öffnung, spiegeln meinen Darm und machen sich von meinem Blut ein Bild. Ich lasse mich in Röhren schieben und durchleuchten, und röntgen lasse ich mich auch als Reisender. Der Bodyscanner am Flughafen entblößt mich bis auf die Knochen. In der Maschine lasse ich mich widerstandslos auf einen Sitz fesseln. Ich esse, was man mir vorsetzt. Erlaubnis? Ich stehe erst auf und gehe zur Toilette, wenn das entsprechende Lichtsignal leuchtet. Freiwillig? Kaum. Ich habe eine Wahl zu treffen: Entweder erlaube ich den Zugriff auf meinen Körper, oder dieser Körper wird leiden und zu Hause bleiben.

Die theoretisch garantierte Hoheit über meinen Leib verschwindet in den notwendigen Verrichtungen des Alltags. Und in diesen zeigen sich die gesellschaftlichen Hierarchien. Die wenigsten haben die Macht, sich gegen die körperlichen Folgen der Technologie aufzulehnen. Wir werden bei jedem Schritt vermessen. Und mit der Vermessung beginnt die Kontrolle, und Kontrolle ist Voraussetzung für Herrschaft.

Wenn ich als Patient, Passagier und Passant über meinen Körper verfügen lasse, wie sieht es mit mir als Liebendem aus? Bestimmt will ich angefasst werden und selber anfassen – da geht es mir wie den meisten. Und wenn ich nur geküsst hätte, nachdem ich die Erlaubnis hatte, und wenn man immer auf meine Erlaubnis gewartet hätte, bevor man mich küsste, ich hätte niemanden und niemand hätte mich je geküsst. Es scheint, als ob das Begehr nur durch eine Übertretung Erfüllung findet. Die Frage aber bleibt, wessen Rechte und Gesetze ich dabei verletze.

Da mein Körper im Berner Oberland aufgewachsen ist, sollte dies durch meine Familie geklärt werden, und zwar zu meiner vollsten Zufriedenheit. Wenigstens, wenn man dem französischen Schriftsteller Stendhal glauben mag. In seinem Werk aus dem Jahr 1820 *Über die Liebe* behauptet er, nur wenige Familien seien glücklicher als jene aus dem Berner Oberland. Auf diese Anerkennung werde ich mir so wenig wie jeder andere Oberländer etwas einbilden können, denn das Beispiel, das Stendhal anführt, um seine Behauptung zu belegen, stammt aus der Sphäre des Militärischen, die er als ehemaliger Soldat der napoleonischen Armee nur zu gut kannte, eine unanständige Geschichte, eine Zote über die Eroberung und die Herrschaftsansprüche auf das Territorium eines weiblichen Körpers.

Es ist der Bericht eines gewissen Obristen Weiss über den Aufenthalt eines Offiziers in einem einsamen Bergtal. Sein Quartier während der französischen Okkupation hat er im Haus des lokalen Vorstehers, und dessen Tochter, das Trineli, verzaubert den Soldaten von Beginn mit ihren Reizen. Abends trifft man sich zum Tanz, und nach vielen Blicken und zufälligen Berührungen wagt der Offizier das Unerhörte: Ob er die Nacht bei ihr, dem Trineli, verbringen dürfe? Das Mädchen aber schüttelt den Kopf. Das sei unmöglich, denn sie teile die Kammer mit ihrer Cousine. Doch falls er einverstanden sei, so werde sie gerne zu ihm,

in sein Zimmer kommen. Dort liegen die beiden dann auch bald, der verdutzte Soldat und das allzu brave Mädchen, das sich im letzten Moment entschließt, bei der Mama um Erlaubnis für die Liebesnacht zu bitten. Der Oberst hört, wie in der Kammer der Eltern die Angelegenheit verhandelt wird. Nicht wahr, Ätti, meint die Mutter mehr rhetorisch, du hast nichts dagegen? Dessen Antwort: Einem Mann wie diesem Offizier würde er sogar die eigene Ehefrau überlassen.

So ist die Sache geregelt, die Tochter wird lediglich ermahnt, den Rock nicht zu heben. Die Nacht lässt das Trineli jungfräulich wie die Milch, die es am Morgen dem Soldaten in den Kaffee gießt, und das Mädchen bedauert bloß, dass der Geliebte Soldat ist und es ihn wieder ziehen lassen muss.

Nie würde ich Herrn Stendhal widersprechen, doch von besonders freien Sitten im Berner Oberland kann ich nicht berichten. Die Früchte waren da, wie überall, sie zu pflücken trauten sich nur wenige, aus Scheu, aus Angst auch vor den Folgen, wenn man sich an den falschen vergriff. Man verlegte sich auf gelegentliche und fest eingezäunte Frivolitäten. So ergab sich eine eher schwüle Atmosphäre, in der das Begehren häufig in lebenslange Abhängigkeit mündete. Die Paare blieben einander erhalten, und wenn sich eines löste, dann oft nur durch Tod, Leichtsinn oder Zuchthaus. Die Suppe war dick, aber fade.

Man muss Stendhal genau lesen: Nicht die Oberländer seien glücklich, behauptet er, sondern die Familien. Er beschreibt zuerst eine gesellschaftliche Situation. Die Eltern erheben die Hoheit über Trinelis Körper. Wir wissen nicht, ob das Mädchen volljährig ist, aber darum geht es in diesem Bericht auch nicht. Vater und Mutter erteilen die Erlaubnis zum Zugriff auf Trinelis Körper, das ist die entscheidende Information. Wo Stendhal hier das Glück verortet, mag man sich lieber nicht vorstellen. Aber mir fällt ein Wort

ein, das ich früh lernte für das männliche Geschlechtsorgan. Es lautet »Familienglück«.

Wenn man sich auf diese Deutung einlässt, die Liebe und das Begehrten würden sich entlang der Herrschaftsgrenzen entwickeln. In der Einführung zum zweiten, protoethnologischen, Teil über die Liebessitten der Völker, zieht Stendhal in *Über die Liebe* deutliche Linien zwischen der Staatsform und dem Sex. Das eine bedinge das andere. Vom Oberland hat er übrigens wenig Ahnung. Sogar die vier Tage, die er nach der Fußnote dort verbracht haben will, musste er erfinden, um seiner Behauptung etwas Gewicht zu geben. Aber das ist auch nicht sein Punkt. Stendhal interessiert sich für etwas Anderes.

Stendhal hat eine Schwäche für Enumerationen. In seinem egotistischen Buch *Das Leben des Henri Brûlard* unternimmt er den Versuch, sein Leben wie eine Pflanzensammlung zu klassifizieren. Im Buch über die Liebe dieselbe Anstrengung, in der man seine Begeisterung für die Mathematik gespiegelt findet. Natürlich bleiben diese Systeme eine Mimikry, eine weitere Methode, falsche Spuren zu legen, ein Verfremdungseffekt wie die falschen Referenzen und erfundenen Zitate. Stendhal findet immer neue Taktiken, um seine Gefühle, seine Enttäuschungen, Niederlagen und seltenen Triumphe betrachten und untersuchen zu können. Die Verschlüsselungen nehmen bei diesem Dichter kein Ende, und man zweifelt oft, wovon er tatsächlich spricht. Aber zuerst ist er ein Liebender, ein Abgewiesener, Vertriebener, ein Mann aus Grenoble, getauft auf den Namen Henri Beyle, alias Stendhal, alias Henri Brûlard, alias Visconti. Vertrieben aus Mailand, abgewiesen von dieser Methilde Dembrowski, die Mutter seiner Niederlagen, von der er sich niemals vollständig erholen sollte. Bis zu seinem Tod bleibt dieser Schmerz lebendig, und er auf ewig ein Exilierter der Liebe. Eine Heimkehr hat es für ihn nicht mehr gegeben, und hier trifft sich sein Schicksal

mit jenem des anderen großen Liebessystematikers, Ovid, der fast zweitausend Jahre früher den Versuch unternahm, die Liebe und das Begehrten in eine Ordnung zu fügen. Im Gegensatz zum Franzosen war der Römer niemals Soldat, aber seine *Ars amatoria*, seine *Liebeskunst* liest sich in weiten Teilen wie eine Kriegsfibel, wie ein Handbuch für den Generalstab.

Wie im Krieg ist bei ihm auch in der Liebe jedes Mittel erlaubt, um den Triumph zu erringen. All is fair in love and war. Arglist, Täuschung, Belagerung – sämtliche Taktiken der Eroberung finden sich versammelt. Ein Machiavellismus avant la lettre, alles ist erlaubt, sogar Gewalt. Frauen dürfen den Männern das Gesicht zerkratzen, eine widerstrebende Frau sei notfalls zum Beischlaf zu zwingen. Der Liebende ist ein Opportunist, er opfert jede Überzeugung, jede Ehre dem taktischen Vorteil. Das beinhaltet Bestechung: »Schäme dich nicht, die jeweils ranghöchsten Dienerinnen und die Sklaven für dich zu gewinnen. ... Gib dem Sklaven, wenn er dich bittet, am Tag der Fortuna ein kleines Geschenk.« Und er weiß, entscheidend bleiben die Mittel: »Für Gold werden die höchsten Ehrenstellen verkauft, mit Gold gewinnt man Liebe.«

Es ist eine brutale Welt, die Ovid beschreibt, und natürlich spiegelt sich darin nicht zuerst sein Charakter, sondern seine Zeit, der blutige Frieden der augusteischen Epoche. Publius Ovidius Naso war ein Eques, ein Ritter des unteren Standes, entfernt verwandt mit Julius Cäsar. Nach den Bürgerkriegen, dem zweiten Triumvirat und den Proskriptionen unter Kaiser Augustus, bedeutete selbst ein alter Stammbaum keinen Schutz vor Verfolgung. Ovid wusste, was mit Cicero geschehen war, dem größten Redner Roms, Konsul und Retter der Republik vor der Catilinarischen Verschwörung. Selbst er, der Vater des Vaterlands, wurde auf die Proskriptionslisten gesetzt, für vogelfrei erklärt und am Ende einer kurzen Flucht auf einem Acker im Umland

Roms in Stücke gehauen. Cicero war nicht der einzige, der den Säuberungen zum Opfer fiel. Tausende wurden enteignet, verbannt oder umgebracht, ganze Familien ausgerottet. Niemand weiß, was nach der Schlacht von Perusia geschah. Sicher ist nur, dass Augustus, damals noch unter dem Namen Octavius, einen Teil der römischen Elite hinrichten ließ, ob in einem Blutopfer für den vergöttlichten Julius, wie viele behaupten, ändert nichts an der Methode: Durch Massenmord zum inneren Frieden.

Die freien Plätze in Staat und Armee nahmen Emporkömmlinge ein, Leute, die dem neuen Kaiser alles verdankten und die jetzt das Sagen hatten. Ihre schmeichelhaften Reden soufflierten ihnen jene Dichter, die man schon damals die klassischen nannte. Vergil und Horaz schrieben Hymnen auf Augustus, den Erleuchteten, den Gottessohn. Der Princeps sah sich als ersten Diener des Staatskultes, und so wichtig wie der Schlachtenruhm war seine Rolle als Priester, als Pontifex Maximus. Um den Geist dieser Herrschaft zu begreifen, um zu erahnen, mit welchen Kräften es der Liebesdichter Ovid zu tun hatte, reicht es, die Statue des Augustus zu betrachten, wie sie im Thermenmuseum in Rom steht. Keusch, verhüllt von einer bodenlangen Toga, die kaum das Gesicht freilässt, die Falten im Stoff so tief wie jene im Gesicht, ein Monument der Frömmigkeit, oder, wenn man will, der Bigotterie. An der Macht war die tödliche Humorlosigkeit.

Aber der Dichter? Treibt seine Späße mit den Insignien des Kaisers. Die Tempel, die der Dux erneuern oder errichten ließ aus Marmor, die Herrlichkeit seiner Macht, die Theater und die Zirkusse, in denen die siegreichen Seeschlachten gegen die Parther nachgestellt wurden – sie alle preist Ovid in den schönsten Versen. Doch sie sind ihm keine Zeichen der Größe seines Herrschers, Ovid sind sie Gelegenheit für amouröse Abenteuer. Er findet an jenen Stätten nicht Ehre, sondern Leiber, Mädchen aus allen Provinzen des Reiches,